

## FUNDSTÜCK

## Hammer-Philosoph

„Bin ich verdammt zum Kritzeln-Müsen?“ – Als Friedrich Nietzsche diese Befürchtung 1882 äußert, ist er gerade dabei, der erste mechanisierte Philosoph unseres Erdballs zu werden. Im Frühjahr desselben Jahres nämlich, von seiner unleserlichen Handschrift, 14 Dioptrien Kurzsichtigkeit und heftiger Migräne geplagt, beschließt er, sein Schreibzeug zu wechseln: von der *Kurrentfeder* (fast immer Sönnecken) zu jener inzwischen berühmt gewordenen *Schreibkugel* des Kopenhagener Pastors und Taubstummenlehrers Hans Rasmus Johan Malling Hansen. Dieser hatte seine Schreibmaschine 1867 vornehmlich für Blinde konstruiert und kurze Zeit später zur Serienreife entwickelt. Ausgerüstet mit 54 konzentrisch angeordneten Typenstangen (noch keine Typenhebel mit Übersetzung) wurde damit auf ein zylindrisch eingespanntes Blatt im Oktavformat (13,5 x 21 cm) gedruckt. Der Papiertransport erfolgte bereits automatisch durch das Niederdrücken der Tasten; es gab einen automatischen Wagenrücklauf, Zeilenschaltung, Leertaste – und eine Glocke am Fuß der Maschine meldete das jeweilige Zeilenende. „Also diese will ich (nicht die amerikanische [Remington], die zu schwer ist).“ Nietzsches Entscheidung fällt unmissverständlich, zumal nach Niederlegung seiner Professur in Basel. Als „heimatloser“ Philosoph und „Siebenachtel-Blinder“, wie er sich selbst beschreibt, kommt nur das kompakte dänische Reisemodell in Frage: „8 Zoll lang, 6 Pfund schwer“. Am 14. Februar 1882 ist es dann soweit. Der Freund Paul Rée bringt die *Schreibkugel* nach Genua, wo Nietzsche die Wintermonate verbringt. Die Schwester hatte sie bezahlt, und das Experiment konnte beginnen. Noch bevor aus Nietzsche jener Philosoph mit dem Hammer wurde, hämmerte er auf der Schreibmaschine. Tasten schlagen Lettern aufs Papier und lassen dadurch nicht nur sein eigenes „Krikelkrikel“, sondern eine ganze Epoche der Handschrift historisch werden. Kein „kontinuierlich-kohärenter Tintenfluß“ als das „materielle Substrat bürgerlicher Individualität“ (Friedrich Kittler) mehr: Wer Maschine schreibt, drückt nichts aus, sondern Tasten und versetzt solchermaßen jeden Text in ein Typogramm von Differenzen.

Nach Eintritt in die Gutenberg-Galaxis kommt erstmalig durch Schreibmaschinen die Diskretion und Anonymität von Schrift auch im Schreibprozess selber zur Geltung – eine historische Zäsur, die bis zur Erfindung des Computers, also bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts prägend geblieben ist.

In Nietzsches Fall allerdings währte der Traum nur kurz. Was für Sekretärinnen und sogar Gelehrte bald Alltag werden sollte, war in seinem Genueser Quartier schon nach knapp zwei Monaten wieder beendet: Durch das feuchte Mittelmeerklima verklebte das Farbband, „so daß jeder Buchstabe hängen bleibt und die Schrift gar nicht zu sehen ist. Überhaupt!“

Die Maschine verschwindet vom Schreibtisch des Philosophen – nicht anders, als seither in der Nietzsche-Philologie ihre Produkte: 15 Briefe und eine Postkarte sowie 34 lose Blätter mit Gedichten, Sprüchen und Schreibübungen. Nur wenig davon ist in den heute maßgeblichen Nietzsche-Ausgaben von Giorgio Colli und Mazzino Montinari zu finden.

Diese bedauerliche Situation ist jetzt durch die erste vollständige Edition der *Schreibmaschinentexte* behoben worden. Und das Ergebnis kann sich sehen lassen: Faksimiles im Vierfarb-Druck; jedes Blatt in Originalgröße auf einer eigenen Seite, ergänzt durch Einleitung, kritischen Kommentar und Übertragung der handschriftlichen Zusätze.

Konnte die Maschine vor allem in kulturwissenschaftlichen Kreisen schon einige Aufmerksamkeit erregen, steht ihren Typoskripten diese Karriere jetzt bevor. Dabei wird sich nicht nur ein ebenso heiterer wie unakademischer Nietzsche zeigen („500 Aufschriften auf Tisch und Wand fuer Narrn von Narrenhand“), sondern auch deutlich werden, gegen welche Widerstände des Schreibgerätes er sich jeweils durchzusetzen hatte: Tipp- und Transportfehler allerorten, die dann mit einem Stift korrigiert werden mussten. Mal ist es der Wagen, der klemmt; mal das Farbband, das festklebt. Nicht selten dürfte auch Nietzsches mangelnde Geschicklichkeit („Wann werde ich es ueber meine Finger bringen, einen langen Satz zu drücken!“) sowie die Unsichtbarkeit des gerade getippten Buchstabens für Konfusion gesorgt haben.

Dass man solche Spuren nun an den Typoskripten selbst verfolgen kann, macht den Wert ihrer Edition aus. Denn schließlich werden es die Schwierigkeiten des mechanisierten Schreibens gewesen sein, die Nietzsche den Leitsatz aller kommenden Medientheorie formulieren ließen – Ende Februar 1882 tippt er an seinen Sekretär Heinrich Köselitz: „Sie haben recht – unser Schreibzeug arbeitet mit an unseren Gedanken“. Obwohl an einer historischen Maschine gewonnen, hat diese Einstellung nichts von ihrer Gültigkeit verloren.

CHRISTOF WINDGÄTTER

**Friedrich Nietzsche: Schreibmaschinentexte.** Aus dem Nachlass herausgegeben von Stephan Günzel und Rüdiger Schmidt-Grépály. Universitätsverlag der Bauhaus-Universität Weimar, Weimar 2002, 102 Seiten, 11,80 €.